

Lied am Gotthard

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **240 (1967)**

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-657106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lied am Gotthard

Am der alten Gotthard-Paßstraße, weit ob Hospental, hatte die alte Margret die Hütte, in der sie sommers mit den paar Geißen hauste. Im Herbst, wenn die ersten Schneeschauer von der Paßhöhe her stoben, packte sie ihre Racheli zusammen, band sich das braune Kopftuch um die spärlichen Grauhaare und zog talwärts. Es war keine frohe Talfahrt. Sie mußte bei ihrem mürrischen Bruder Unterkunft suchen und dann den ganzen langen Winter mit ihm zusammen in den engen Stuben hausen. Dabei wußte sie, daß es Gnadenbrot war, was sie bei ihm hatte – wer sonst hätte die alte, verschrobene Margret aufgenommen?

Immer, wenn wieder ein Sommer vorüber war, dachte Margret, es sei nun wohl das letztemal, daß sie da oben gewesen sei. Alt war sie ja, und schließlich mußte der Herrgott einsehen, daß sie nicht lange mehr den beschwerlichen Weg zur Alp und die Arbeit an den Geißen tun konnte. Wenn eins zu nichts mehr taugt, dann sollte es sterben können, denn es ist bitter, untätig zu sein.

Wenn Margret so allein mit ihren Geißen auf der karg bewachsenen Alpweiese war oder abends unter der Hüttenür hochte, dann konnte es sein, daß ihre Gedanken wanderten und laut wurden. Eine einzige Geschichte dachte sie dann in den sinkenden Abend hinaus, und die Berge ringsum und die Sterne hörten sie.

Die Margret war schon als ganz junges Mädchen mit dem Vater auf diese Alp gefahren. Damals hatten sie ein schönes Senntum mit Kühen und Ziegen, und es war immer ein Fest, wenn sie sich hier oben für einen Sommer häuslich niederließen. Die Hütte war größer und wohnlicher gewesen, oft hatten sogar Touristen bei ihnen genächtigt, wenn die Nacht sie erreicht hatte, bevor sie zum Hospiz kamen.

Das schönste von allem aber dünkte das Margretlein doch die bunte Post, die jeden Tag zweimal die Paßstraße gezogen kam. Es war fast die einzige Abwechslung, die einem in dieser Bergeinsamkeit wurde. Sie staunten die Kutsche an, sie und der Vater, und hatten dann ein wenig zu reden,

wenn sie mit den seltsam fremden Menschen weiterfuhr. Eine ganz neue Welt trug die Post da an ihnen vorbei, über die der Vater den Kopf schüttelte, die aber dem Mädchen so wohl gefiel, daß es oft Tag und Nacht von ihr träumte.

Einmal aber tönte das Posthorn ganz anders als früher. Nicht schleppend, nein, lustig und singend kamen die Weisen von der Paßhöhe her, und als Margret am Wege stand und nach der klingenden Post ausschaute, glaubte sie, ein Königswagen fahre da über den Gotthardberg. In der Hand hielt sie noch das Schüsselchen Milch, das sie eben hatte trinken wollen. Sie vergaß es aber, denn das Postlied bannte sie. Und als dann gar die Kutsche um die Biegung kam und vor ihrer Hütte hielt, da mußte Margret nur stehen und schauen. Nein, es war kein Königswagen – nur ein junger, hübscher Postillon saß hoch oben auf dem Bocke. Er schwenkte seinen Hut und rief – oder war es Gesang? –:

„He, Maidlein, gib mir zu trinken!“

Und sie tat die paar Schritte und hob in ihren braunen Händen das Milchschüsselchen hinauf zum kecken Burschen. Der trank, beugte sich dann tief hernieder, und wie Margret ihm das Gefäß abnehmen wollte, zog er sie zu sich hinauf und küßte sie auf die rote Wange. Dann ließ er sie, knallte und beugte sich, als die Kasse anzogen, noch einmal zurück:

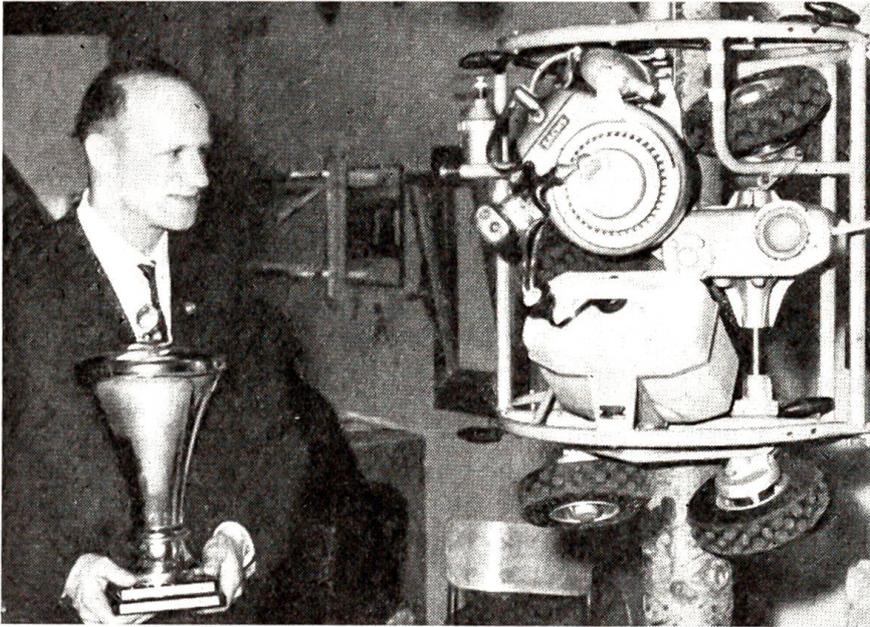
„Hab' Dank, kleines Mädchen!“

Margret aber hörte ihn nicht. Was ihr da geschehen war, war so seltsam! Nein, so weit war ihr Traum nie gegangen, fremde Menschen mochten sich küssen – wie aber kam ein junger, hübscher Postillon dazu, es zu tun?

Warum ihr Herz so klopfte? Es war wie bei einem Gewitter, das einen überraschte und bange machte. So war der Postillon dahergekommen und hatte die Unruh' in ihr Herz gebracht! Aber daneben war doch noch etwas – sie wußte ihm keinen Namen, weil sie keine Bücher las. Und reden tat man im Urner Ländchen von der Liebe nicht.

In der Hütte schimpfte der Vater. Ob sie sich nicht schäme, einem fremden Kerl schön zu tun? Das fehlte noch, daß so ein Fraß schon an derlei denke. Sie solle schaffen und nicht an den Weg stehen, wenn die Post komme, er dulde das nicht.

Margret schwieg.



Der Schweizer Paul Meier aus Münchenstein hat den Internationalen Preis der Erfinder 1966 gewonnen. Sein „Waldbaffe“ klettert automatisch auf Bäume und sägt dabei ringsum die Äste ab.

Photopress-Bilderdienst, Zürich

Sie hätte den Postillon anfragen können, der sich den Fuß geraubt hatte. Aber sie wollte es nicht sagen. Es war doch wie ein kleines Geheimnis zwischen ihnen –.

Die Nacht schlief Margret nicht. Immer ging durch ihr lauschendes Herz des Posthorns Melodie, und auf ihrer Wange brannte der Kuß junger Lippen. Wenn der Morgen kam – der brachte doch ihn wieder!

Als aus der Tiefe das Geräusch der Räder kam, schickte der Vater sein Kind nach den Ziegen zu schauen. Margret ging. Aber ihr Herz schlug wild, und sie konnte es nicht hindern, daß ihre Augen brannten, als sie von ferne den Postillon sah. Auch er schaute nach ihr aus, denn er schwenkte wieder seinen Hut, und seines Hornes Ton brachte ihr den Gruß, den sie nachklang ersehnt hatte.

Das ging so, bis der Sommer um war. Sie sahen sich nur von weitem, und eines Tages brach auch diese kleine Brücke zwischen ihnen, denn Schnee stob von der Paßhöhe und Vater und Tochter zogen heim.

Der lange, strenge Bergwinter wurde für Mar-

gret ein einziges Warten. Sie zählte Wochen und Tage bis zur Abfahrt, und wenn man sie überraschte in ihrem Träumen, dann schreckte sie auf und konnte nicht sagen, wo ihr Herz und ihr Sinnen sei.

Dann endlich wich auch der Schnee wieder, und man rüstete zur Fahrt. Doch da starb der Vater am Schläge. Da half ein Nachbar der armen Waise, die Geißen zur Alp zu treiben. Und als er wieder talwärts ging, ließ er Margret allein mit viel Arbeit und einem sonderbaren Zwiespalt im jungen Herzen. Sie trauerte um den toten Vater – aber daneben war doch eine kleine Freude. Es konnte nicht lange dauern, dann fuhr die Post wieder über den Paß nach dem Süden.

Das Posthorn klang! Einen ganzen Sommer lang war Margret glücklich. Der Postillon trank die Milch, die sie ihm bot. Sie dachte manchmal, er könnte sie wieder küssen wie damals – aber das ging wohl nicht an, weil immer Leute in der Kutsche saßen. Er lachte sie an, und sie lachte zurück und stand dann an der Hüttentür, bis das Pferdegetrappel verhallte und des Liedes letzter Ton verlorenging in großen Schweigen.

Und als ein anderer Winter vergangen war und Margret wieder mit ihrem großen Hoffen zu Berge geflogen, da geschah es, daß die Post ohne Klang und ohne Lied ankam. Wohl saß der schmucke Postillon auf seinem Sitz – aber ihm zur Seite plauderte ein Mädchen, schön und blond. Er lächelte es an und vergaß darüber sein Horn, sein Lied und die kleine Margret! Die stand mit dem Schüsselchen Milch in den Händen und war ganz still, als die Post, ohne anzuhalten, an ihr vorüberfuhr. Nur ein wenig später klornte das Geschirr zu Boden und Margret fuhr sich einmal über die Augen. In dieser Nacht weinte sie um ihr Glück – das letztemal!

Dann wurde sie alt.

Margret kann sich nicht erinnern, daß sie nach jenem Tage noch ein junges Mädchen gewesen wäre. Wie sie nun sitzt, im Dämmer des Abends, ist es ihr, das Leben sei ein Traum gewesen, in dem nur zwei Jahre wirklich zählen – zwei Sommer, in denen ein junger Postillon mit ihr geschert hat! Traum ist es wohl, daß sie dann Jahr um Jahr da oben lebte und jeden Tag mit ihrer wunden Seele hinaushorchen mußte in die Ferne, aus der ein Horn klang, das nicht ihr galt. Sie merkte es kaum, daß der junge Postillon älter wurde, und als er einmal anhielt und erzählte, sein Weib sei ihm von einer Schar Kinder weggestorben, da war weder Trauer noch Hoffen in ihr. Ihr Herz war tot.

Oder schlief es nur? Wie hätte es sonst an jedem schönen Abend alles das wieder durchleiden, durchdenken können – auch dann noch, als der Postillon lang schon zum letzten Male über den Paß gefahren war, als nichts mehr sie daran gemahnte, daß da oben einmal ein Liebeslied geklungen und ein erster und letzter Kuß das Sehnen nach ein bißchen Glück geweckt hatte!



Schloß Lucens wird Museum

Der Sohn des Erfinders der Detektivfigur Sherlock Holmes will hier ein Kriminalmuseum errichten.

Photopreß-Bilberdienst, Zürich

Aus alten Berner Chroniken

Die älteste Chronik der Stadt Bern ist diejenige von Konrad Justinger aus dem Jahre 1420. Neben der fortlaufenden Geschichte der Stadt berichtet sie viele Einzelheiten, von denen wir hier als erste ein Abenteuer des Ritters von Strättligen in der Sprache unserer Zeit wiedergeben.

Von einer mannhaften Tat des Burgherrn von Strättligen

Der von Strättligen entstammte einem königlichen Geschlecht und zog als fahrender Ritter nach England, zur Zeit als sich der König von England eben zum Krieg gegen den König von Frankreich rüstete. Als sich die beiden dann auf dem Schlachtfeld gegenüberstanden, zeigte es sich, daß jeder ein so gewaltiges Heer herangeführt hatte, daß man glauben mochte, in beiden Ländern sei kaum ein wehrfähiger Mann daheim geblieben. Da dachten die Klügeren auf beiden Seiten, es wäre doch eine klägliche Sache, wenn diese Männer sich nun gegenseitig totschlugen und keiner Frau und Kinder mehr sehen würde. So verschoben sie denn die

Schlacht um einen Tag, berieten miteinander und kamen überein, jede Partei solle einen Mann stellen, und diese zwei Männer sollen allein gegeneinander kämpfen, und der, der in diesem Zweikampf Sieger bleibe, der habe den ganzen Krieg für sein Land und seinen König gewonnen.

Nun war im Heer des französischen Königs ein sehr vornehmer Ritter, von dem man sagte, er habe die Stärke zweier Männer, und dieser wurde auserkoren, den Kampf für Frankreich zu bestehen. Aber der König von England konnte keinen finden, der sich getraute, dem Franzosen die Stirn zu bieten, was immer auch der König als Belohnung in Aussicht stellte. Da äußerte der fremde Gast aus Strättligen seine Bewunderung darüber, daß der König von England keinen Mann